



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schroeder, Friedrich: Kindersprache und Sprachgeschichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

scharfblickenden fremden Beobachter wie Theodor von Bernhardi. Auch auf das Heer überträgt sich diese Höflichkeit im Verkehr der Stände. Auf der Fahrt von Venedig nach Padua, eines Sonntags, saß in meinem Coupé ein stattlicher Unteroffizier der Artillerie mit seinem Mädchen, der zu Ehren er zweiter Klasse fuhr. Als einige Stationen nachher ein junger Infanterieoffizier einstieg, stand der Unteroffizier zwar auf und nahm seine Cigarre an die Seite, aber mit einer gewissen Lässigkeit; doch der Leutnant winkte sofort ab, und dann unterhielten sich beide durchaus kameradschaftlich, als ob zwischen ihnen nicht der geringste Standesunterschied vorhanden sei. In ihrem Benehmen trat ein solcher auch nicht hervor.

(Schluß folgt)



Kindersprache und Sprachgeschichte

Von Friedrich Schroeder



erodot erzählt eine merkwürdige Geschichte von dem ägyptischen König Psammetich, die ziemlich bekannt geworden und gewiß manchem Leser nicht neu ist. Sein Bericht lautet: Ehe Psammetich König wurde, glaubten die Ägypter, daß sie die allerersten Menschen gewesen seien. Seitdem aber Psammetich König geworden war, der wissen wollte, wer wirklich die ersten waren, halten sie die Phryger für älter und sich selbst nur für älter als die übrigen Völker. Psammetich nämlich forschte nach, und als er gar kein Mittel finden konnte, zu ergründen, wer die ersten Menschen gewesen seien, erfann er folgendes sinnreiche Verfahren. Er nahm zwei neugeborne Kinder von den ersten besten Eltern und gab sie einem Hirten, daß er sie bei seiner Herde folgendermaßen aufziehe: niemand sollte irgend einen Laut vor ihnen hören lassen, in einer einsamen Hütte sollten sie für sich allein liegen, nur sollte er ihnen zu bestimmter Zeit Ziegen zuführen, und wenn er sie gestillt habe, auch die sonstigen Dienste verrichten. Das that Psammetich, und diese Weisungen gab er, weil er hören wollte, welche Sprache bei den Kindern hervorbrechen würde, wenn die Zeit der undeutlichen Schreilaute überwunden wäre. So kam es denn auch. Der Hirt that das alles, und als ein Jahr darüber verstrichen war, warfen sich ihm eines Tages, wie er die Thür öffnete und eintrat, beide Kinder zu Füßen und riefen, die Hände ausstreckend: bekos! Zunächst behielt der Hirt, da er das hörte, die Sache für sich. Als sich aber dieses Wort, wenn er kam und die Kinder besorgte, mehrmals wiederholte, zeigte er sie seinem Herrn an und brachte auf sein Geheiß die Kinder vor sein Angesicht. Und als es nun Psammetich ebenfalls hörte, forschte er nach, welches Volk irgend etwas bekos

nenne, und brachte in Erfahrung, daß die Phryger das Brot so nennen. Das war für die Ägypter der Beweis, daß die Phryger älter sind als sie, und sie geben es jetzt zu.

So erzählt Herodot. Er hat die Geschichte sicherlich geglaubt, jedenfalls hat er die Anschauungen, von denen der König Psammetich dem Berichte nach ausgegangen ist, geteilt. Und wie wunderbarlich sind diese! Die Ursprache des Menschengeschlechts soll bei jedem Kinde, das sich selbst überlassen aufwächst, wieder hervorbrechen! Und diese für erblich gehaltne Ursprache soll sich unverändert erhalten haben, eine lebende Sprache soll die Ursprache selbst sein! Wir wissen längst, daß diese Ansichten verkehrt sind. Und doch, so veraltet sie sind, manches mutet uns fast modern an. Wir finden da in dieser zweieinhalbtausend Jahre zurückliegenden Zeit nicht nur ein regelrechtes Experiment — und dieses Forschungsmittel ist dem Altertum, ja sogar noch dem Mittelalter im allgemeinen fremd —, wir sehen den König Psammetich auch von der ganz richtigen Erwartung beherrscht, daß das Verhalten der Kinder in den ersten Lebensjahren wichtige Aufschlüsse liefern kann. Sa man könnte noch weiter gehn und sagen: Auch die Fragestellung des ägyptischen Königs ist durchaus nicht ganz verkehrt, nur verbesserungsbedürftig. In der That, wenn man so fragte: Treten bei verschiedenen, sich selbst überlassenen Säuglingen gleiche artikulierte Lautgebilde auf als Bezeichnungen für Dinge oder Vorgänge der Außenwelt? dann sähen wir uns mitten in den Streit der Meinungen versetzt, wie er heute geführt wird. Doch greifen wir nicht vor. Halten wir uns zunächst an jenen allgemeinen Gedanken. Unsrer Kleinen sind für den Sprachforscher ein unschätzbare Beobachtungsgegenstand. Nichts giebt ein deutlicheres Bild von dem Wesen und von der Entwicklung der Sprache als die Art, wie sie zu verstehn und sich verständlich zu machen beginnen, mit all den anscheinend wunderlichen Fehlern, die uns so sehr belustigen. Diesen Fehlern, d. h. den Veränderungen, die das Kind vornimmt, entsprechen immer Veränderungen in den Sprachen der Völker. Das Kind ändert die Laute, bildet eigentümliche, neue Formen, nennt die Dinge mit selbstgeschaffnen Namen — ebenso wir Erwachsenen, nur daß wir uns einer Abweichung vom Üblichen meistens nicht bewußt oder doch nicht klar bewußt sind, und daß diese Veränderungen auch nur in verhältnismäßig geringer Zahl auftreten. Und die Übereinstimmung geht noch weiter: das Neue entsteht dort wie hier auch auf eine gleiche Art. Mögen beim Kinde die Sprachwerkzeuge noch so ungeübt, mag der Verstand noch so unentwickelt sein, die physiologische und psychologische Anlage ist doch dieselbe wie beim Erwachsenen, und der Sprachwandel unterliegt denselben Gesetzen. Ein Unterschied besteht nur in der Ursache der Änderung. Das Kind ändert, weil es das Richtige nicht treffen kann. Bei dem Erwachsenen tritt dieser Grund zurück: wirkliches Unvermögen kommt fast nur bei der — zunächst unmerklichen — Verschiebung der Laute in Betracht. Er ändert hauptsächlich aus andern Gründen, und zwar aus sehr verschiedenen, unter denen die so mannigfach umgestaltend wirkende Bequemlichkeit nur einen dar-

stellt. Aber dieser Unterschied ist nicht von Belang, die Übereinstimmung in allem Wesentlichen bleibt bestehen. Wir dürfen deshalb schließen: Haben schon die weitvorgeschnittenen Kultursprachen in ihrer Entwicklung alle wesentlichen Züge mit der Kindersprache gemein, herrscht eine noch größere Ähnlichkeit zwischen dieser und den Sprachen der Naturvölker, dann muß den Anfängen der Kindersprache die Ursprache nahezu völlig gleich gesehen haben.

In derselben Lage wie die eben sprechen lernenden Kinder, die nur wenig Begriffe mit Lauten bezeichnen, deren Zunge noch ungeübt ist, waren ja zweifellos auch die ersten Sprachbildner. Und wenn auch ein großer Unterschied darin besteht, daß das Kind geleitet wird, daß es zum mindesten an der Sprache der Erwachsenen eine Stütze findet und ein Vorbild, dem es die eignen Bildungen immer mehr annähert, während beim Urmenschen jede Hilfe fehlte: so bleibt bei der Selbstthätigkeit der Kleinen, die trotz aller Anleitung immer noch erforderlich ist, des Gemeinsamen genug. Wir haben nur alles, was von unsrer Sprache in die der Kinder übergeht, wegzudenken, und wir dürfen annehmen, ein ziemlich getreues Bild der Ursprache zu haben. Einzelne an der Kindersprache gemachte Beobachtungen hat man schon längst zu solchen Schlüssen verwertet. Seit einiger Zeit hat man aber die Beobachtungen auch planmäßig angestellt. Sehr zuverlässige und ausführliche Mitteilungen verdanken wir z. B. Darwin und Preyer; und neben diesen sei statt aller andern Lindner genannt, dessen Buch „Aus dem Naturgarten der Kindersprache“ allen jungen Eltern auf das wärmste zu empfehlen ist. Aber es kann nicht genug beobachtet werden, noch manche Fragen harren der Antwort, und es wäre sehr zu wünschen, wenn Lindners liebenswürdiges Buch recht viele dazu anregte, die geistigen Fortschritte ihrer Kinder aufzuzeichnen. Freilich, richtig zu beobachten und zu deuten ist nicht so leicht. Aber Lindner mit seiner vorsichtigen, besonnenen Art kann da jedem ein Muster sein. *) Eine sehr dankenswerte Zusammenstellung der bisher gewonnenen Ergebnisse giebt Franke („Sprachentwicklung der Kinder und der Menschheit“ in Reins encyclopädischem Handbuch der Pädagogik, auch im Sonderabdruck erschienen). Auch sei das Büchlein von Agathon Reber „Zur Philosophie der Kindersprache“ erwähnt, das eine hübsche Sammlung von allerlei Äußerungen aus Kindermund bietet.

Die folgende Darstellung geht von gemeinsamen Zügen der Kindersprache und unsrer eignen Sprache aus und verfolgt die Übereinstimmung zurück bis zu den Anfängen der Sprachentwicklung. Die angeführten Beispiele sind zum Teil einer eignen kleinen Sammlung entnommen. Wenn das Kind pflanzen für spielen, Blümchen für Blümchen, Kastoffel oder gar Kastoffel für Kartoffel sagt — um aus dem äußerst mannigfaltigen Gebiete des Lautwandels ein

*) Die Weisungen, die Preyer in seinem Buche „Die Seele des Kindes“ für solche Aufzeichnungen gegeben hat, lauten: „Neue umfangreiche Tagebücher über das Sprechenlernen der Kinder in den ersten Lebensjahren sind dringend zu wünschen. Sie sollen nur neu festgestellte Thatsachen, keine Hypothesen, nicht alte Beobachtungen, sondern nur unmittelbar niedergeschriebene, und nicht Wiederholungen der Angaben anderer enthalten.“

paar Beispiele herauszugreifen —, so thut es im Grunde nichts andres, als was wir Erwachsenen auch thun. Oder haben wir nicht Laute unterdrückt? Ist uns nicht (freilich auf dem Wege allmählicher Verflüchtigung, nicht plötzlichen Auslassens) das ursprünglich wie *ch* gesprochne *h* vor einem *r*, *l*, *w* im Anlaute abhanden gekommen, ganz wie das *f* in dem Kinderworte *pilen*? Man vergleiche die althochdeutschen Wörter *hruofan*, *hlüt*, *hwerban* mit unsern *rufen*, *laut*, *werben*. Auch anlautendes *p* schwindet wohl vor *f*. In manchen Gegenden spricht man deutlich *Ferd*, *Feise* und *Fennig*. Ersetzt das Kind, wenn es z. B. *Blümßen* sagt, den Gaumenlaut *ch* durch den scharfen Zischlaut, so lassen wir das *Zäpfchen-r* an die Stelle des *Zungen-r* treten. Das *Zungen-r* wird immer mehr verdrängt. Wir sprechen es fast nur beim Singen, und es herrscht noch auf der Bühne. Auch kann an den Lautwechsel in *sanft* und *sacht*, *Schlucht* und *Schlufft*, *Quetsche* und *Zwetsche*, *Quehle* und *Zwehle* und noch an manches andre erinnert werden. Und Angleichungen und Anähnelungen an vorhergehende, sowie an folgende Laute — in der Bildung *Kaffoffel* finden sich beide Arten vereinigt — weist unsre Sprache in Fülle auf. Nur erstrecken sie sich bei uns gewöhnlich auf unmittelbar benachbarte Laute, selten auf entferntere. Sind die Laute voneinander getrennt, dann ist bei uns Verunähnlichung des gleichen häufiger als Angleichung des verschiedenen. Vergleiche *Knäuel* für *Kneuel*, *Knoblauch* für *Kloblauch*. Für Angleichung und Anähneltung zwischen benachbarten Lauten genügen wenig Beispiele. In *Wimper*, früher *wintbrä* (d. h. eigentlich gewundene Braue) ist durch Anähneltung des *b* an den vorhergehenden harten Laut das *p*, später durch Anähneltung des Zahnmassenlauts *n* an den folgenden Lippenlaut *p* das *m* entstanden. Wir sprechen zuweilen *Umfang* für *Umfang*, *Zunfer* für *Zungfer*, im Plattdeutschen ist aus *schelten* *schellen*, aus *Kinder* *Kinner* geworden u. s. f.

Was von den Lauten gilt, gilt auch von den grammatischen Formen. Bis zum siebenten Jahre bilden die Kinder Formen wie gelügt und ausgezigt für *gelogen* und *ausgezogen*. Wir Erwachsenen pflegen darüber zu lachen und ganz zu vergessen, daß unsre eigne Sprache eine Reihe durchaus entsprechender Bildungen aufweist, die ursprünglich ebenfalls Mißbildungen waren und nur durch den Gebrauch den Stempel des Regelrechten erhalten haben. Dahin gehören die Vergangenheitsformen *backte* für *buk*, *spaltete* für das längst abgekommene *spielt*. Und während bei diesen beiden Zeitwörtern wenigstens noch die starken Partizipien *gebacken* und *gespalten* gebräuchlich sind, ist *verhehlen* ganz in die schwache Biegung übergetreten, und nur unverhohlen erinnert noch an die ursprüngliche Bildungsart. Das so bequeme Anfügen eines *t* an alle Vergangenheitsformen ohne jede Veränderung des Stammvokals ist bei einer so großen Anzahl von Zeitwörtern üblich, daß sich diese Bildungsweise auch da aufdrängt, wo sie ursprünglich nicht berechtigt ist. Überhaupt bewirkt die Analogie in dem Formenbestand der Sprache gewaltige Umwälzungen. Ihr verdanken wir die bequeme Gleichförmigkeit in den Vergangenheitsformen der starken Zeitwörter, daß wir also jetzt sagen: *ich sang* —

wir fangen, ich flog — wir flogen, ich ritt — wir ritten, nicht mehr ich sang — wir sungen, ich floue — wir flugen, ich reit — wir riten und noch manche andern willkommnen Änderungen. Ja wenn uns die Sprache den Eindruck eines planmäßigen Baues macht, was sie doch nicht ist, so ist das die Folge der von Fall zu Fall wirkenden Analogie.

Noch wunderlicher will es uns anmuten, wenn die Analogiebildung mit einem Mißverständnis verbunden ist, wie bei der von einem siebenjährigen Mädchen gebildeten Nennform gillen statt gelten („das kann nicht gillen“). Die Verkennung des t in gilt, wo es ja zum Stamm gehört, konnte nach dem Muster von stillt — stillen u. dergl. leicht auf die sonderbare Form führen. Ganz entsprechendes wird sich allerdings aus unsrer Sprache nicht nachweisen lassen, aber sehr ähnlich ist es doch, wenn wir aus der Mehrzahlform Hymnen eine Einzahlform die Hymne bilden, die neben die ältere der Hymnus tritt, oder aus Typen die Einzahlform die Type. Eine Rückbildung ist auch Ärger aus ärgern, das gar nicht von einem Hauptwort, sondern von der Steigerungsform ärger abgeleitet ist, ebenso ist der Name der Krankheit Ausatz rückgebildet aus äzsetze, das den Ausfähigen, d. h. den Ausgesetzten, in ein Leprosenhaus, ein „Lazarett,“ verwiesenen bezeichnete.

Am belustigendsten sind die Bezeichnungen, die sich die Kinder für Dinge, Vorgänge und Eigenschaften bilden. Aber auch ihnen lassen sich ganz entsprechende aus unsrer Sprache an die Seite stellen. Wenn ein Kind die Hobelspäne holzige Locken nennt, so lachen wir darüber, weil uns der Vergleich ungewohnt ist. In Wahrheit ist es doch aber eine wunderhübsche Metapher und von Ausdrücken wie Hals der Flasche, Arm und Knie des Flusses, Fuß und Rücken des Berges gar nicht verschieden. Im Kopfe des kleinen Sprachschöpfers arbeitet eine dichtende Phantasie so gut wie in dem des großen. Komisch klang es, als ein Kind die auf den Tisch kommenden Maccaroni mit den Worten begrüßte: „Heut giebt's Böcher!“ Und doch that es weiter nichts, als daß es den Gegenstand nach seinem auffallendsten Merkmal, freilich unter Verzicht auf jede Klassifikation (die etwa zu dem Ausdruck Lochnudeln oder Röhrennudeln hätte führen müssen), mit einfacher Übertragung benannte. Aber ist es denn um ein Haar anders, wenn wir einem Strauche nach seinem hervorstechendsten — im recht eigentlichen Sinne hervorstechendsten — Merkmale, dem Dorn, den Namen geben (Weißdorn, Rotdorn)? Und ist es nicht ganz ähnlich, wenn man in Süddeutschland Fuß für Bein sagt? Zu derartigen Übertragungen, Metonymien und Synekdochen, greifen wir überhaupt sehr häufig. Ihre Unterarten sind zahllos. Wir nennen so ein Gebäude nach der Einrichtung, in deren Dienst es steht: Kirche, Schule, Post, einen Gegenstand nach seinem Stoffe: Papiere = Schriftstücke, insbesondere Ausweise, eine Mehrheit von Menschen nach ihrer Eigenschaft oder Thätigkeit: Menschheit, Nachbarschaft, Begleitung, einen Gegenstand oder Zustand nach der Handlung, durch die er entsteht, oder zu der er sonstwie Beziehung hat: Stiftung, Ordnung, Sendung, Kleidung, übertragen Eigenschaften, die nur

Personen zukommen, auf Sachen und umgekehrt: traurige Nachricht, milde (d. h. eigentlich freigebige) Gabe, andererseits gleichgiltiger Mensch u. s. f. Diese letzten Ausdrücke sind zweifellos recht gewagt und vermögen vor dem Richterstuhle der Logik nicht zu bestehen. Genug: Übertragungen wie jene kindliche sind unsrer eignen Sprache keineswegs fremd.

Den Beschluß mache ein Kinderwort, das allem die Krone aufzusetzen scheint. Die Aufmerksamkeit eines vierjährigen Mädchens war jedesmal beim Vorbeigehn von dem bekannten Schmucke eines eben vollendeten Dachstuhls, einem Bäumchen, gefesselt worden. Eines Tages war dasselbe verschwunden, und diese Wahrnehmung begleitete das Kind mit den Worten: „Sieh mal, das Bäumchen ist weggewachsen.“ Der Ausdruck erregte natürlich die Heiterkeit der Erwachsenen, und unlogisch ist er ohne Zweifel. Wie kann man das Unsichtbarwerden als ein Wachsen, das doch ein Größer- und Sichtbarerwerden ist, bezeichnen! Aber dieses anscheinend fehlerhafte Denken muß den Kleinen überhaupt eigen sein. Ganz ähnlich sagte einmal ein andres Kind zu einem Kahlköpfigen: „Dir sind deine Haare abgewachsen.“ Und so unglaublich das zunächst klingt, wir machen es selbst nicht besser. Nicht in Betracht kommen natürlich Scherzbildungen, wie sich entloben, einen Gast wieder ausladen, die Treppe hinauffallen. Bei solchen Ausdrücken handelt es sich um bewußten und beabsichtigten Widersinn, der als solcher auch empfunden werden soll. Gemeint sind die keiner Kultursprache fremden Bildungen wie aufschließen, aufdecken, abspannen, entladen. Oder ist das Aufschließen ein Schließen und nicht vielmehr das Gegenteil davon? Und trotzdem scheint es von der Sprache unter den Begriff Schließen einbezogen. Ebensovienig ist das Aufdecken ein Decken, das Abspannen ein Spannen, das Entladen ein Laden. Diese Bildungen entsprechen also auf das genaueste den Kinderwörtern wegwachsen und abwachsen, und sie lassen sich auf dieselbe und zwar auf sehr einfache Art erklären. In der Verlegenheit des Augenblicks, wenn sich der zutreffende Ausdruck nicht einstellt oder ein Ausdruck überhaupt fehlt, greift man zu der Bezeichnung für eine Vorstellung, die sich gerade aufdrängt, weil sie mit der gemeinten assoziiert ist, sei es durch das Band der Ähnlichkeit, sei es durch das irgend einer nahen oder entfernteren Beziehung, sei es — und das ist in den vorliegenden Beispielen der Fall — durch das des Gegensatzes. Denn auch entgegengesetzte Vorstellungen assoziieren sich, und die eine ruft leicht die andre hervor: kalt die Vorstellung warm, böse die Vorstellung gut. Es braucht ja nur an Wortbildungen wie ungerecht, unschön, Untiefe erinnert zu werden, die auf dieser Verbindung der Gegensätze beruhen. So lag nichts näher, als z. B. eine besondere Art des Öffnens nach dem Schließen (aufschließen), eine besondere Art des Leerens nach dem Laden (entladen) zu benennen. Daß dabei unlogische Ausdrücke herauskamen, darum machten sich ihre Schöpfer wie so oft keine Sorge. Deshalb aber die großen oder die kleinen Sprachbildner fehlerhaften Denkens zu bezichtigen hat man kein Recht.

Doch genug der Beispiele. Soviel dürfte deutlich geworden sein, daß

sich die Entwicklung unserer Sprache und der der drei- bis sechsjährigen Kinder ziemlich in derselben Richtung vollzieht. Welches ist nun die Sprache der jüngern, der ein- bis zweijährigen Kinder, und was kann sie uns für die Geschichte der menschlichen Sprache lehren? Wir gehn vom Wortschatze aus und können damit unmittelbar an das Vorhergehende anknüpfen.

In der Sprache eines einjährigen Mädchens spielte das Wort *apu* eine große Rolle. Es bezeichnete nicht nur den Apfel — *Apu* war natürlich aus *Apfel* entstellte —, sondern erstens alles Runde, den Ball sowohl wie die Kartoffel, zweitens aber auch alles, was gut schmeckte, insbesondere Kuchen. Nicht minder vieldeutig pflegt ein beliebtes Wort der Ammensprache, *baba*, zu sein. Das Kind bezeichnet damit nicht nur das Schlafen, sondern auch das Bett, das Kissen, das Nachtkleid. Und — noch wunderlicher: ein Kind gebrauchte auf auch für herab, warm auch für kalt, ein andres zu viel auch für zu wenig, ein drittes nein auch für ja, ein viertes Hut aufsetzen auch für Hut absetzen. Also auch Gegensätze werden von den Kindern mit einem und demselben Ausdruck benannt.

Dieselbe Wortarmut hat nun auf der Kindheitsstufe der Menschensprache geherrscht. Auch da haben viele Dinge, Tätigkeiten, Eigenschaften, wenn sie einander irgendwie ähnlich waren, in irgend einem Zusammenhange oder endlich im Gegensatz zu einander standen — wir sehen, es sind wieder dieselben Assoziationsbände, von denen im vorigen Abschnitte die Rede war —, einen und denselben Namen gehabt. Es ist das nicht allein nach der Analogie der Kindersprache vorauszusetzen, es ist auch nachgewiesen, nachgewiesen insbesondere für den so sehr merkwürdigen letzten Fall. Die älteste Sprache, die aus schriftlichen Denkmälern zu uns redet, das Ägyptische, bietet uns dafür Beispiele. Dort werden z. B. „schwach“ und „stark“ durch das eine Wort *ken* bezeichnet. Man fragt wohl: Wie war es möglich, daß sich die Menschen bei einer derartigen Vieldeutigkeit ihrer Worte miteinander verständigten? Nun, unsere Kinder zeigen uns die Möglichkeit. Ihnen gelingt es jedenfalls trotz ihrer höchst unbehilflichen Ausdrucksweise sich verständlich zu machen. Das Kind, das für „Hut abnehmen“ und „Hut aufsetzen“ nur eine Bezeichnung hat, kann doch in der Regel nicht mißverstanden werden. Die Lage, in der es die Worte anwendet, zeigt jedesmal deutlich genug, was von beiden gemeint ist: hat es den Hut auf dem Kopfe, so kann es, zumal wenn noch ausdrucksvoller Ton, Miene, Gebärde hinzukommen, nur das Abnehmen bedeuten, und entsprechend umgekehrt. Aber auch wenn aus den äußern Umständen der Sinn nicht erkennbar ist, wird ein Mißverständnis meistens ausgeschlossen sein. Dann reden Gesichtsausdruck, Ton und Gebärden eine ausreichend deutliche Sprache. Und diese letztgenannten Hilfsmittel haben wir nun auch für die ältesten Stufen der Sprache der Menschheit in Anspruch zu nehmen, bilden doch noch heute bei unzähligen Völkern, und nicht bloß Naturvölkern, Gebärden die unerläßliche Begleitung der Lautsprache. Sie haben auch bei der Vieldeutigkeit eines Ausdrucks und insbesondere auch in dem wunderlichen Falle, daß für zwei

Gegensätze nur einer zur Verfügung stand, über den Sinn, in dem der Redende ihn verstanden wissen wollte, keinen Zweifel gelassen. Damit sollte auch zugleich die Frage nach der Entstehung der Vieldeutigkeit entschieden sein. Die verdeutlichenden Gebärden sind doch ein Beweis dafür, daß der Ausdruck immer eindeutig gemeint ist, und die Eindeutigkeit wird in den angeführten Fällen meistens das ursprüngliche, die Vieldeutigkeit erst durch Übertragung entstanden sein. Für die Metapher (vergl. das obige Beispiel *apu*) ist das ziemlich allgemein zugestanden. Nur ist nicht immer leicht zu entscheiden, ob das Kind mit dem gehörten Worte von Anfang an einen weitem Begriff verbindet oder in der Verlegenheit um einen Ausdruck zur Übertragung greift. Auch das erste, also mißverständliche Auffassung, kommt ja zweifellos vor: das Kind nennt z. B. alle Geldstücke Pfennig, eine Silbermünze einen weißen Pfennig u. s. f., denn es meint, das Wort Pfennig bedeute Geldstück überhaupt. Nur genaueste Beobachtung, an der es bisher noch fehlt, kann entscheiden, was von den beiden vorliegt: mißverständliche Erweiterung des Begriffs oder eigentümliche Namensschöpfung durch Übertragung. Umstritten ist dagegen die Erklärung der Vieldeutigkeit in den andern Fällen. Man hat gemeint, daß das Kinderwort *baba* „die ganze Anschauung, den gesamten Zustand des Schlafes, die Person, die Wiege, das Kissen mit einbegriffen“ bezeichne, oder daß auf der Wurzelstufe der Menschheitsprache, wenn z. B. eine Wurzel Vogel, Flügel, Flug fliegend bedeutete, „die mehreren Dinge, Thätigkeiten, Eigenschaften in einer Anschauung noch ungemischt zusammen“ gewesen seien. Aber einen derartigen Begriffsbrei anzusetzen, aus dem sich erst allmählich die einzelnen Begriffe gestalten hätten, dazu nötigt jene Vieldeutigkeit durchaus nicht. Nur das muß zugegeben werden, daß in gewissen Fällen Vieldeutigkeit mit Unklarheit verbunden ist. Wenn das Kind in weinerlichem Tone *baba* sagt, so kann das ebensowohl heißen: Ich möchte schlafen, wie ich möchte ins Bett gelegt werden. *Baba* bezeichnet hier ebensowenig bestimmt den Zustand des Schlafens wie das Zimmergerät, es bezeichnet vielmehr beides: das Kind denkt an das Schlafen im Bette. Geht es doch uns Erwachsenen in entsprechenden Fällen nicht anders. Ein Gastwirt, der beim Empfehlen seiner Wirtschaft die „aufmerksame Bedienung“ rühmt, würde gewiß in Verlegenheit geraten, wenn wir ihn fragten, was er denn unter Bedienung verstehe, die Handlung des Bedienens, oder die bedienenden Personen. Bedienung kann ja sowohl die Thätigkeit wie das ausübende Subjekt bezeichnen. Er hat eben an beides zugleich gedacht. Solche Verschwommenheit des Denkens ist mit Mehrdeutigkeit des Ausdrucks ohne Zweifel verbunden, aber doch nur in bestimmten Fällen. Im allgemeinen fehlt, wenn ein Wort mehrere Bedeutungen in sich vereinigt, nicht die Fähigkeit, diese auseinander zu halten. Die richtige Erklärung ist doch wohl die, daß auch in Fällen wie dem angeführten in Folge der Verlegenheit um einen Ausdruck Übertragung stattgefunden hat. Das Kind benennt das Bett nach dem Zustande des Schlafens, für den es den Ausdruck *baba* schon hat, das Kissen wiederum nach dem nun ebenfalls mit *baba* bezeichneten Bette.

Die Sprache hält eben mit der geistigen Entwicklung nicht Schritt, sie vermag dem vorwärts eilenden Geiste nicht immer und überall zu folgen und bleibt arm, während dieser sich bereichert. Immerhin wäre eine Vermehrung unsers Beispielvorrats aus der Kindersprache mit genauester Angabe des Verhaltens der Kleinen bei Verwendung der Ausdrücke sehr zu wünschen, damit der Beweis noch überzeugender geführt werden kann.

Auf der andern Seite wird man sich aber auch nicht zu der Ansicht bekennen können, daß das unentwickelte Denken über Begriffe verfügt, zu deren Bildung nur der gereifte Verstand gelangen kann. Selbstverständlich ist auf niederer Stufe das Unterscheidungsbedürfnis gering, die Sprechenden verwenden vielfach nicht besondere, sondern allgemeine Begriffe — man unterscheidet etwa nicht heiß und warm, kalt und kühl, hat für die verschiedenartigsten Thätigkeiten vielleicht nur einen Ausdruck wie machen u. dergl. —, zum Teil überrascht uns auch wohl eine solche Bezeichnung, indem sie uns die höhere Einheit zeigt, an die wir bei unsern besondern Ausdrücken gewöhnlich nicht denken, z. B. wenn hoch und tief, wie im Lateinischen, mit einem Worte (*altus*) benannt werden, das also weder das eine noch das andre für sich, sondern beides, die Ausdehnung in senkrechter Richtung, bezeichnet: aber sollen wirklich Ausdrücke wie das ägyptische *ken* und die entsprechenden der Kindersprache ursprünglich nicht den einen der beiden Gegensätze, stark oder schwach, sondern das „Verhältnis zwischen beiden“ und den „Unterschied beider“ bedeutet haben? Kann man dem Menschen in den Anfängen seiner geistigen Entwicklung die Fähigkeit zutrauen, einen solchen verhältnismäßig hohen Begriff zu bilden? Abel, der auf jene Eigentümlichkeit des Altägyptischen hingewiesen hat, hat in seiner sehr lesenswerten Schrift „Vom Gegensinn der Urworte“ thatsächlich diese Ansicht aufgestellt. Er meint, die Gegensätze hätten ursprünglich nur miteinander gedacht werden können, und erst einer spätern Zeit sei ihre Scheidung, das Denken des einen ohne den andern, möglich geworden. Jener „Gegensinn“ sei für alle Sprachen auf älterer Entwicklungsstufe vorauszusetzen; er sei ein „grundlegendes Denk- und Sprachgesetz der Menschheit.“ Dagegen wird man wohl vor allem einwenden dürfen, daß zuvor ein Nachweis aus der Gebärdensprache gebracht werden müßte, die doch der Lautsprache vorangegangen ist, dann lange ihre Begleiterin gewesen und erst allmählich von ihr verdrängt worden ist. Es scheint jedoch, daß gerade die Gebärden von Anfang an eindeutig gewesen sind. Als Gesetz der Lautsprache ist der Gegensinn allerdings nicht anfechtbar. Nur gehört er einer sehr frühen Stufe der Entwicklung an — Abels Versuche, ihn auch noch aus andern Sprachgebieten als dem ägyptischen zu belegen, sind nicht geglückt —, und er wird am einfachsten durch Übertragung vermöge der Assoziation des Gegensatzes erklärt. Für diese Art der Entstehung spricht auch die Analogie der eigentümlichen Wortbildungen auf späterer Stufe — wegwachsen, aufschließen usw. —, die doch niemand durch „Gegensinn“ wird erklären wollen.

Also wunderbarlichste Vieldeutigkeit, das ist das Zeichen, in dem der Wort-

schaf auf dieser niedrigen Sprachstufe steht. Das Kind ist nun in der glücklichen Lage, daß ihm unausgesetzt neuer Wortvorrat aus der Sprache der Erwachsenen zufließt. Zum Teil hilft es sich aber auch mit eignen Mitteln heraus, und dieses Verfahren ist wieder lehrreich. Das Kind schreitet zunächst zur Wortzusammensetzung vor. Ein noch nicht zwei Jahre alter Knabe, der bisher alles Bedeckende, Kopfbedeckungen so gut wie Kannendeckel, mit huta bezeichnet hatte, schuf sich auf diesem Wege ein neues Wort, indem er eine Pelzmütze aßhuta nannte; aß war der Name für seinen mit rauhem Fell bekleideten Ziegenbock. Entsprechend bildete ein englischer Knabe, der alle Nahrung mit mum (möm) bezeichnet hatte, einen Namen für den Zucker: shumum (schumöm), shu war natürlich eine Verstümmelung des englischen sugar. Die Ausdrucksweise ist unbeholfen aber verständlich, und vor allem zeigt sich darin ein großer geistiger Fortschritt. Das Kind hatte eine begriffliche Unterscheidung vorgenommen, und das Bedürfnis nach einem Ausdruck dafür hatte zur Wortzusammensetzung getrieben. Dasselbe Ausdrucksmittel haben wir für die Ursprache in Anspruch zu nehmen. Dahin gehören unter anderm die höchst merkwürdigen jüngern Bildungen des Ägyptischen wie fernnah, altjung im Sinne von nahe und jung. Ein andres Mittel dagegen findet in der Kindersprache nur spärliche Verwendung, das der Bedeutungs-differenzierung. Es kommt in der Sprachgeschichte häufig vor, daß sich an zufällig eingetretene lautliche Verschiedenheit im Laufe der Zeit auch ein Bedeutungsunterschied knüpft. Knabe und Knappe, Reiter und Ritter waren ursprünglich gleichbedeutende Doppelformen. Der Lautspaltung aber ist Bedeutungs-spaltung gefolgt. Dergleichen beobachten wir in der Kindersprache selten. Ein Beispiel ist das eben angeführte aß; ein Freudenschrei des Kindes, ei, hatte sich in ei und eiz, weiter aze und aß gespalten, ei blieb dann Ausruf der Freude, aß wurde Name für den immer mit Freude begrüßten Ziegenbock und wurde später von da auf manches andre übertragen. Um so weitere Ausdehnung wird aber die Differenzierung in der Ursprache gehabt haben. Einen Beweis dafür liefert wieder das Altägyptische. Hier waren z. B. die Wörter für decken und aufdecken, binden und trennen, hören und taub sein lautlich nur ganz wenig verschieden. Es hatte sich offenbar jedesmal die eine Wortform aus der andern durch bloßen Lautwandel gebildet, und dann war die lautliche Verschiedenheit benutzt worden, um die bis dahin gleich benannten Gegensätze besonders zu bezeichnen. Daß es sich bei diesem Vorgange um nichts Plötzliches und nichts Beabsichtigtes handelt, daß sich die eine Bedeutung nur zufällig mehr mit dieser, die andre mehr mit jener Wortform verbindet und dann Umdeutung eintritt, die zu völliger Trennung führt, bedarf wohl keiner besondern Bemerkung.

(Schluß folgt)

